

james
patterson
THRILLER

RACHE
DURST

GOLDMANN

James Patterson
und Howard Roughan

Rachedurst

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Helmut Splinter

GOLDMANN



Buch

In Lombardo's Steakhouse, einem Szenelokal in Manhattans Upper East Side, geschieht etwas Unglaubliches: Am helllichten Tage wird Vincent Marcozza, einer der großen Mafiaanwälte, beim Mittagessen brutal ermordet. Sein Mörder geht durch das Lokal direkt auf ihn zu, teilt ihm deutlich hörbar mit, er habe »eine Nachricht von Eddie«, und schneidet ihm dann mit wenigen gezielten Handgriffen beide Augen aus den Augenhöhlen.

Dem Journalisten Nick Daniels bietet sich derweil eine einmalige Gelegenheit: Er soll den legendären Baseballspieler Dwayne Robinson treffen, der seit dem Ende seiner Karriere eigentlich keine Interviews mehr gewährt – und zwar in Lombardo's Steakhouse. Während genau dieses Treffens geschieht der Mord an Marcozza – und Nicks Tonbandgerät zeichnet die entscheidenden Worte auf.

Somit gibt es eine heiße Spur zum Auftraggeber des Mordes: Eddie Pinero, berüchtigter Mafiaboss, dessen Anwalt Marcozza lange gewesen war. Der Fall scheint schon gelöst, doch Nicks journalistischer Instinkt sendet Warnsignale aus. Wieso war gerade er als Augenzeuge des Mordes vor Ort, und noch dazu mit Aufnahmegerät? Bevor er es sich versieht, ist Nick einem Komplott auf der Spur, das bestimmte Leute mit allen Mitteln zu verheimlichen suchen.

Inhaltsverzeichnis

Buch

Prolog - Nur ein Augenblinzeln später

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Erster Teil - Ein Auftrag, für den es sich zu sterben lohnt

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Zweiter Teil - Die Falle

[Kapitel 24](#)
[Kapitel 25](#)
[Kapitel 26](#)
[Kapitel 27](#)
[Kapitel 28](#)
[Kapitel 29](#)
[Kapitel 30](#)
[Kapitel 31](#)
[Kapitel 32](#)
[Kapitel 33](#)
[Kapitel 34](#)
[Kapitel 35](#)
[Kapitel 36](#)
[Kapitel 37](#)
[Kapitel 38](#)
[Kapitel 39](#)
[Kapitel 40](#)
[Kapitel 41](#)
[Kapitel 42](#)
[Kapitel 43](#)
[Kapitel 44](#)
[Kapitel 45](#)

Dritter Teil - Wenn einem alles über den Kopf wächst

[Kapitel 46](#)
[Kapitel 47](#)
[Kapitel 48](#)
[Kapitel 49](#)
[Kapitel 50](#)
[Kapitel 51](#)
[Kapitel 52](#)
[Kapitel 53](#)
[Kapitel 54](#)
[Kapitel 55](#)
[Kapitel 56](#)
[Kapitel 57](#)

[Kapitel 58](#)

[Kapitel 59](#)

[Kapitel 60](#)

[Kapitel 61](#)

[Kapitel 62](#)

[Kapitel 63](#)

[Kapitel 64](#)

[Kapitel 65](#)

Vierter Teil - Die Last der Beweise

[Kapitel 66](#)

[Kapitel 67](#)

[Kapitel 68](#)

[Kapitel 69](#)

[Kapitel 70](#)

[Kapitel 71](#)

[Kapitel 72](#)

[Kapitel 73](#)

[Kapitel 74](#)

[Kapitel 75](#)

[Kapitel 76](#)

[Kapitel 77](#)

[Kapitel 78](#)

[Kapitel 79](#)

[Kapitel 80](#)

[Kapitel 81](#)

[Kapitel 82](#)

[Kapitel 83](#)

[Kapitel 84](#)

[Kapitel 85](#)

[Kapitel 86](#)

[Kapitel 87](#)

[Kapitel 88](#)

[Kapitel 89](#)

Fünfter Teil - Es ist erst vorbei, wenn es vorbei ist

[Kapitel 90](#)

[Kapitel 91](#)

[Kapitel 92](#)
[Kapitel 93](#)
[Kapitel 94](#)
[Kapitel 95](#)
[Kapitel 96](#)
[Kapitel 97](#)
[Kapitel 98](#)
[Kapitel 99](#)
[Kapitel 100](#)
[Kapitel 101](#)
[Kapitel 102](#)
[Kapitel 103](#)
[Kapitel 104](#)
[Kapitel 105](#)
[Kapitel 106](#)
[Kapitel 107](#)

[Epilog - Ende gut, beinah alles gut](#)

[Kapitel 108](#)

[Copyright](#)

Prolog

Nur ein Augenblinzeln später

1

Lombardo's Steakhouse auf der schicken Upper East Side von Manhattan konnte sich mit Recht zweier Dinge rühmen. Das erste war die Spezialität des Hauses, das doppelt dicke, Arterien verstopfende, fast eineinhalb Kilo schwere Porterhouse-Steak, bei dessen bloßem Anblick ein Veganer einen Schlaganfall bekommen könnte.

Und zweitens war das Lombardo's berühmt für seine Gäste.

Einfach ausgedrückt, war Lombardo's Steakhouse das Paradies der Paparazzi. Von angesagten Schauspielern bis zu den Publikumsmagneten unter den Profisportlern, vom Wirtschaftsboss zum Supermodel, vom Rapstar bis zum preisgekrönten Dichter – jeder, der jemand war, ob er gerade ein Geschäft abschloss oder einfach nur göttlich aussah, tauchte irgendwann im Lombardo's auf.

Der Zagat, die allgegenwärtige rote Bibel der Restaurantbesucher, wusste nur Gutes zu berichten: »Sehen und gesehen werden – in dieser vertrauten Atmosphäre kommt jeder auf seine Kosten.«

Sofern man nicht Bruno Torenzi hieß.

Er war der Mann, der Lombardo's Steakhouse für etwas ganz anderes berühmt machen sollte. Für etwas Furchtbares, etwas unglaublich Schreckliches.

Und niemand schien ihn zu bemerken ... bis es zu spät und die Tat fast vollbracht war.

Natürlich war das die Idee dahinter. In seinem schwarzen Ermenegildo-Zegna-Anzug und mit der dunklen Sonnenbrille wäre Bruno Torenzi für jemand x-Beliebigen durchgegangen. Für einen Niemand.

Zudem war Mittagszeit. Es war taghell.

Man hätte doch erwartet, dass diese grausige Geschichte irgendwann nachts passiert wäre. Ach, und warum nicht gleich bei Vollmond, begleitet von in der Ferne heulenden Wölfen?

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?«, fragte Tiffany, die Empfangsdame, die Torenzi nur wahrnahm, weil es zu ihren Aufgaben gehörte. Sie war jung und betörend blond und stammte aus dem Mittleren Westen. Ihre Haut, die so glatt war wie Porzellan, sorgte dafür, dass sich die Leute reihenweise nach ihr umdrehten.

Doch Torenzi benahm sich, als wäre sie Luft. Er blieb weder stehen, noch würdigte er sie eines Blickes, als sie ihn ansprach, sondern schritt einfach an ihr vorbei.

Scheiß drauf, dachte die beschäftigte Empfangsdame und ließ ihn ziehen. Das Restaurant war voll wie immer, und der Kerl sah aus, als gehörte er hierher. Weitere Gäste trafen ein und bedrängten sie, wie es nur New Yorker draufhatten. Mit Sicherheit traf dieser Kerl hier einen Gast, der bereits Platz genommen hatte.

Damit hatte sie wohl recht.

Geschnatter an den Tischen, klapperndes Besteck, kultiger Jazz, der aus den in die Decke eingelassenen Lautsprechern rieselte – all das verband sich in dem mit Mahagoni vertäfelten Speisesaal des Lombardo's zu einem durchaus angenehmen Rauschen.

Doch all das hörte Torenzi nicht.

Er war wegen seiner Disziplin, wegen seiner unerschütterlichen Konzentrationsfähigkeit engagiert worden. Seine Gedanken waren nur auf eine Person in dem belebten Restaurant gerichtet. Nur auf eine.

Noch zehn Meter ...

Torenzi hatte den Tisch in der Ecke rechts hinten entdeckt. Ohne Zweifel ein spezieller Tisch. Für einen sehr speziellen Gast.

Sieben Meter ...

Die Absätze seiner schwarzen Schuhe klapperten auf dem glänzenden Holzboden wie ein Metronom im Dreivierteltakt, als er zwischen den Tischen hindurch seinem Ziel zustrebte.

Drei Meter ...

Torezzi richtete seinen Blick auf den kahlköpfigen, übergewichtigen Mann, der, mit dem Rücken zur Wand, allein am Tisch saß. Das Foto, das er erhalten hatte, konnte er getrost in seiner Tasche stecken lassen. Er brauchte es nicht mehr mit dem Mann abzugleichen.

Weil dieser Mann eindeutig derjenige war, den er suchte. Vincent Marcozza.

Der Mann, der nur noch weniger als eine Minute leben würde.

2

Vincent Marcozza – Kampfgewicht von mindestens hundertfünfzig Kilo – blickte von den Resten seines englisch gebratenen Porterhouse-Steaks mit gefüllten Ofenkartoffeln und einer riesigen Menge Zwiebelringe auf. Selbst im Sitzen wirkte der Kerl bedauernswert kurzatmig und einem Herzinfarkt erschreckend nahe.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Marcozza nur scheinbar höflich. Sein Tonfall, der an den eines Straßenjungen aus Brooklyn erinnerte, hätte eher zu einem »He, Alter, was glotzt’n so? Siehste nich, dass ich am Futtern bin?« gepasst.

Torezzi blieb regungslos stehen und ließ sich gebührend Zeit mit der Antwort, während er den wichtigen Mann vor sich musterte. »Ich habe eine Nachricht von Eddie«, verkündete er schließlich mit starkem italienischem Akzent.

Diese Worte amüsierten Marcozza aus irgendeinem Grund. Sein käsiges Gesicht wurde rot, als er lachte, sein Fett am Hals schwabbelte wie Wackelpudding. »Eine Nachricht von Eddie? Mann, das hätte ich mir denken können. Du siehst auch aus wie einer von Eddies Jungs.«

Er nahm die Serviette von seinem Schoß und wischte sich die fettige Rindersoße aus den Mundwinkeln. »Also, was ist los, Kleiner? Spuck’s schon aus.«

Torezzi blickte nach rechts und links, als wollte er darauf hinweisen, wie nah die Nachbartische standen. Zu nahe. *Capisce?*

Marcozza nickte und winkte den uneingeladenen Gast näher zu sich heran. »Etwas, das nur für meine Ohren bestimmt ist?«, fragte er, bevor er wieder in ein schwabbelndes Kichern ausbrach. »Das muss aber was Lustiges sein. Etwa ein Witz? Lass hören.«

An der gegenüberliegenden Wand stand ein Kellner auf Zehenspitzen auf einem Stuhl und wischte den chilenischen Seebarsch von der Kreidetafel. Ein Hilfskellner huschte mit einem grauen Eimer und den Resten eines Vierertisches an ihm vorbei. An der Bar stellte eine Kellnerin ein Glas Pinot noir, einen Wodka Tonic und zwei trockene Martini mit mandelgefüllten Oliven auf ihr Tablett.

Langsam trat Torenzi neben Marcozza, stützte seine linke Hand auf den Tisch und öffnete seine rechte Faust, die er geschickt hinter seinem Rücken verbarg. Im selben Moment rutschte der kalte Stahlgriff eines Skalpells ziemlich elegant aus seinem Ärmel.

Torenzi beugte sich vor und flüsterte drei Worte. Nur drei. »Justitia ist blind.«

Marcozza kniff die Augen zusammen, runzelte die Stirn und wollte fragen, was die Worte bedeuteten.

Doch dazu bekam er keine Gelegenheit.

3

Schneller, als das Auge wahrnahm, holte Bruno Torenzi mit dem Arm aus und versenkte das Skalpell tief in die aufgedunsene Falte über Marcozzas linkem Auge. Mit der Präzision und Geschwindigkeit eines Fleischers durchschnitt er im Uhrzeigersinn die Augenhöhle. Die Klinge bewegte sich so schnell, dass das Blut keine Zeit hatte zu fließen.

»Argh!« war eine ziemlich gute Annäherung an das Geräusch, das Marcozza machte.

Alle Gäste wandten sich ihm zu, als er in Todesangst schrie. Jetzt erst bemerkten sie Bruno Torenzi. Er war derjenige, der das Auge aus dem Gesicht des fetten Mannes wie aus einem Kürbis schnitt.

»Argh!«

Torenzi war mehr als fünfzig Kilo leichter als sein Gegner, was aber keine Rolle spielte. Er stand mit beiden Beinen fest auf dem Boden und hielt Marcozzas Kopf im Schwitzkasten, während Marcozza heftig zuckte und um sich schlug. Vorsätzlicher Mord war hier gleichbedeutend mit gezielter Hebelwirkung.

Platsch!

Wie eine Melonenkugel fiel Marcozzas Auge auf die weiße Leinentischdecke und rollte weiter, bis es liegen blieb.

Dann das andere Auge. *Ritsch, ratsch* ... erstklassige Handarbeit.

Doch das rechte Auge fiel nicht wie das linke heraus, sondern blieb an einem widerspenstigen roten Sehnerv hängen.

Torenzi lächelte und vollführte eine Drehung mit dem Handgelenk. Er war fast fertig mit seiner Vorstellung. Also haltet euch mit dem Applaus noch etwas zurück.

Schnipp!

Marcozzas rechtes Auge rutschte mit einem schmierigen Schwanz aus Fleisch und Venen vom Brotteller auf den Boden.

Schließlich hatte auch das Blut seinen Auftritt und quoll aus den leeren Augenhöhlen. Medizinisch ausgedrückt, war die Augenarterie von der inneren Carotisarterie, der unter Hochdruck laufenden Halsschlagader zum Hirn, abgetrennt worden. Laienhaft ausgedrückt, war dies hier eine gottlose, schreckliche, widerliche Sauerei.

Ein paar Tische weiter fiel eine in Chanel gekleidete Frau in Ohnmacht, während sich eine andere auf ihr Tiramisu übergab.

Und Torenzi? Der steckte sein Skalpell einfach in die Brusttasche seines Zegna-Anzugs, bevor er sich zur Küche wandte, um den Hinterausgang zu benutzen – zurück ins helle Tageslicht.

Doch bevor er dies tat, beugte er sich erneut vor, um Marcozza, der, über dem Tisch hängend, einen qualvollen, schäbigen Tod starb, seine Botschaft ins fleischige Ohr zu wiederholen.

»Justitia ist blind.«

Erster Teil

**Ein Auftrag, für den es sich zu
sterben lohnt**

1

»Halt dich fest, das wird eine Höllenfahrt.« Diese Worte werde ich nie wieder vergessen. Sie beschrieben nicht nur die nächsten Minuten, sondern die nächsten Tage meines Lebens.

Ich hatte tief schlafend unter den leuchtenden Sternen am afrikanischen Nachthimmel gelegen, vor dem ärmlichsten Dreck der Erde nur durch eine mottenzerfressene Decke geschützt, als ich die Augen aufriss und mein Herz einen Takt aussetzte. Vielleicht auch mehrere.

Heiliger Strohsack! Ist es das, wofür ich es halte? Schüsse?

Die Antwort auf meine Frage erhielt ich in den nächsten Sekunden, als Dr. Alan Cole in der Dunkelheit auf mich zuraste und mich kräftig am Arm rüttelte. Wir hatten im Freien geschlafen, weil unsere Zwergenzelte eher einer Sauna glichen.

»Wach auf, Nick. Steh auf! Sofort!«, drängte er. »Wir werden angegriffen. Das ist kein Witz. Los!«

Ich schoss wie ein Pfeil nach oben, als der Lärm weiterer Schüsse in der Luft hallte. *Peng! Peng! Peng!*

Die Schüsse kamen näher.

Aber auch diejenigen, die sie abfeuerten. Und das ziemlich schnell.

»Dschandschawid – das sind Dschandschawid, oder?«, fragte ich.

»Ja«, bestätigte Alan. »Ich hatte so was befürchtet. Es hat sich rumgesprochen, dass wir hier sind.«

»Was machen wir jetzt?«

»Komm mit«, forderte er mich mit einem Wink seiner Taschenlampe auf. »Schnell, Nick. Beweg dich.«

Ich schnappte mein Kissen – auch bekannt unter dem Namen Rucksack. Aus dem Augenwinkel erblickte ich eins meiner Notizbücher neben dem Stapel Kisten, der mir als Schreibtisch gedient hatte. Ich trat einen Schritt darauf zu, als mich Alan wieder am Arm packte, diesmal aber, um mich zurückzuhalten.

»Dafür ist keine Zeit, Nick. Wir müssen so schnell wie möglich weg hier«, warnte er mich. »Sonst sind wir beide tot. Und zwar, nachdem sie uns gefoltert haben.«

Wie ein geölter Blitz rannte ich hinter Alan her, vorbei an den Sperrholz- und Metallplatten, die ihm in diesem provisorischen Krankenhaus am Rande des Zalingei-Distrikts im Sudan als OP-Saal gedient hatten. Mir wurde bewusst, wie sehr sich dieser Arzt selbst in einer solchen Situation unter Kontrolle hatte. Weder kreischte noch schrie er.

Ich hätte am liebsten beides getan.

Um Gottes willen, Nick, denk mal über diesen Todeswunsch in dir nach. Musstest du den Auftrag wirklich annehmen? Du wusstest von vornherein, dass dieser Teil von Darfur für Journalisten noch immer viel zu gefährlich ist! Courtney hat dich sogar darauf hingewiesen, als sie dir den Auftrag angeboten hat.

Aber genau darin lag der Sinn des Artikels, an dem ich schrieb – der Grund, warum ich hier war und alles mit eigenen Augen sehen musste. Dieser Teil von Darfur war auch für Ärzte viel zu gefährlich. Ganz offenkundig. Aber das hatte Dr. Alan Cole nicht davon abgehalten herzukommen. Der anerkannte Thoraxchirurg hatte in Maryland Frau und Kinder zurückgelassen, um hier vier Monate für ein Hilfswerk zu arbeiten und das Leben der sudanesischen Bürger zu schützen, die andernfalls leiden und ohne medizinische Versorgung vielleicht sterben würden.

Jetzt legte auch ich mein Leben in Alan Coles Hände.

Peng! Peng-peng-peng! Peng-peng-peng!

Ich rannte hinter ihm und dem tanzenden Schein seiner Taschenlampe her, ohne auf die kantigen Steine und

dornigen Zweige zu achten, mit denen der Weg übersät war.

Vor uns bemerkte ich zwei Menschen – die beiden sudanesischen Krankenschwestern, die Vollzeit im Krankenhaus arbeiteten. Eine startete einen klapprigen alten Jeep, auf den Alan mich hingewiesen hatte, als wir ein paar Tage zuvor eingetroffen waren.

Er hatte ihn »Fluchtwagen« genannt. Ich hatte gedacht, es wäre ein Witz.

Ha, ha, ha! Hast die Pointe nicht verstanden, Nick.

»Steig ein!«, forderte Alan mich auf, als wir den Jeep erreichten. Die Krankenschwester auf dem Fahrersitz sprang hinaus, damit er das Steuer übernehmen konnte.

Ich warf mich auf den Beifahrersitz und erwartete, dass die beiden Krankenschwestern hinten einstiegen. Das taten sie aber nicht. Stattdessen flüsterten sie beide dasselbe: »*Salam aleikum.*«

Ich wusste bereits, was diese Worte bedeuteten: *Friede sei mit euch*. Doch ich war verwirrt. »Kommen sie nicht mit?«, fragte ich Alan.

»Nein.« Er riss den knirschenden Schalthebel in die Fahrposition. »Auf sie haben es die Dschandschawid nicht abgesehen. Sie wollen uns. Amerikaner. Ausländer. Weil wir ihnen hier ins Handwerk pfuschen.«

Rasch dankte er den Krankenschwestern und sagte, er hoffe, sie bald wiederzusehen. »*Wa aleikum salam*«, fügte er hinzu. *Und Friede sei mit euch*.

Ich wurde gegen die Rückenlehne gedrückt, als Alan mit voller Wucht aufs Gaspedal trat.

»Halt dich fest«, rief er über das Rumpeln und Rattern des Motors hinweg. »Das wird eine Höllenfahrt.«

2

Heiße Wüstenluft schlug uns entgegen und verbrannte mir beinahe das Gesicht, als wir die Straße oder zumindest das erreichten, was in diesem gottverlassenen Teil der Welt als Straße galt – eine holprige Fahrspur. Der Sand spritzte von unseren Reifen, als wir schlingernd dem Zitrusbaum auswichen, der es geschafft hatte, die erbärmliche Hitze und die Dürre zu überleben.

Habe ich schon erwähnt, dass die Scheinwerfer nicht eingeschaltet waren? Willkommen beim *Ray Charles Grand Prix*.

»Wie schlagen wir uns?«, rief Alan zu mir herüber. »Haben sie uns entdeckt? Oder kannst du sie sehen?«

Wir saßen zwar dicht nebeneinander, mussten aber trotzdem schreien, um uns zu verständigen. Ein Jagdflugzeug, das die Schallmauer durchbrach, war bestimmt leiser als der Motor dieses Jeeps.

»Selbst wenn sie uns nicht sehen, zu überhören sind wir jedenfalls nicht«, rief ich zurück. »Ich sehe noch niemanden.«

Ich hatte meine Hausaufgaben über die Dschandschawid gemacht, bevor ich aus den Staaten hierherkam. Sie waren die Miliz der arabischen Muslime in Khartum, der sudanesischen Hauptstadt, und bekämpften und töteten seit langem die afrikanischen Muslime, unter anderem wegen der Landverteilung. Das Blutvergießen war unbarmherzig und vor allem einseitig, weshalb es bei uns unter dem Stichwort Völkermord gehandelt wird.

Doch auf meinem bequemen Sofa in Manhattan Artikel und ein paar Bücher über die Dschandschawid zu lesen war eine Sache. Das hier vor Ort war etwas ganz anderes.

Ich drehte mich nach hinten, wo der aufgewirbelte Dreck die Sicht noch mehr vernebelte. In dem Moment spürte ich, wie die Luft um mich herum explodierte, als eine Kugel an meinem Ohr vorbeisauste. Gütiger Himmel, das war knapp.

»Schneller, Alan!«, flehte ich. »Wir müssen schneller fahren! Oder geht das nicht?«

Alan nickte mir zu, die Augenlider zu Schlitzzen gepresst, um in der Dunkelheit und den Staubwolken etwas erkennen zu können.

Ich hingegen dachte über meinen vorzeitigen Tod nach, indem ich die nicht abgehakten Punkte auf meiner Aufgabenliste zählte: einen Pulitzer-Preis erringen; Saxophonspielen lernen; mit einem Enzo Ferrari über den Pacific Coast Highway fahren.

Ach ja, und endlich den Mut aufbringen, einer bestimmten Frau in meiner Heimat zu sagen, dass ich sie mehr liebte, als ich je hatte zugeben wollen – auch mir selbst gegenüber.

Was könnte ich sagen, was nicht einer meiner sechs Lieblingsautoren, John Steinbeck, bereits herausgefunden hatte? Vielleicht, dass auch die besten *Von Mäusen und Menschen* ausgearbeiteten Pläne scheitern?

Moment mal!

Apropos Pläne. Alan, der Arzt am Lenkrad, verfolgte offensichtlich einen solchen Plan.

»Wir brauchen etwas Schweres!«, erklärte er.

Etwas Schweres? »Zum Beispiel?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht. Schau hinten nach, auf der Ladefläche«, wies er mich an und reichte mir seine Taschenlampe. »Aber bleib unten! Ich will nicht schuld sein, wenn du dabei draufgehst.«

»Keine Sorge, das will ich auch nicht, Alan!«

Als hätte noch ein Ausrufezeichen gefehlt, prallte eine Kugel vom metallenen Überrollbügel ab. *Pling!*

»Ich meinte, du sollst *weit* unten bleiben!«, ermahnte mich Alan.

Ich umfasste den dicken Gummigriff der Taschenlampe und schlängelte mich zum voll beladenen Rücksitz durch. Von dort aus spähte ich in den Ladebereich, sah aber nur ein paar leere Wasserflaschen, die wie Springbohnen umherhüpften.

Ich wollte Alan gerade die schlechte Nachricht überbringen, als ich etwas Schimmern sah, das in der Nähe des Ersatzrades hing: ein Kreuzschlüssel. *Ja!*

Aber war er schwer genug? Ich hatte keine Ahnung, da ich nicht wusste, wozu Alan ihn brauchte.

Ich reichte ihn nach vorne, wo Alan ihn prüfend in der Hand wog. »Der reicht«, stellte er fest und schaltete die Scheinwerfer ein. »Jetzt halte das Lenkrad fest. Sehr fest, Nick!«

Ich kletterte auf den Beifahrersitz zurück und griff zum Lenkrad hinüber, während Alan seinen linken Fuß hob und sich den Turnschuh herunterriss. Ich konnte gerade noch das Nike-Logo erkennen.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte er.

Gleich wieder da? Wohin willst du, Doc? Was hast du vor? Lass mich nicht allein, Kumpel.

3

Alan umklammerte den Kreuzschlüssel wie einen Schlagstock, als er unters Lenkrad tauchte. In der anderen Hand hielt er seinen Turnschuh. Ich versuchte zu erkennen, was er dort unten trieb, hätte allerdings eher darauf achten sollen, worum er mich gebeten hatte – das Lenkrad ruhig zu halten.

Oh, Mist! Pass auf! Pass auf!

Der Jeep schwenkte plötzlich aus und kippte beinahe um, als die beiden linken Reifen vom Boden abhoben. *Aua!* Alans Kopf knallte gegen die Fahrertür, während ich versuchte, das Lenkrad wieder unter Kontrolle zu bekommen.

»Tut mir leid, Alan!«, rief ich. »Alles in Ordnung da unten?«

»Ja, aber leuchte mal hier runter, ich habe den blöden Kreuzschlüssel fallen lassen.«

»Tut mir leid.«

»Nein, du machst deine Sache gut. Halt nur das Lenkrad ruhig!«

Ich schaltete die Taschenlampe ein und leuchtete nach unten. Der Kreuzschlüssel war hinters Bremspedal gefallen. Während Alan mit seinem rechten Fuß immer noch das Gaspedal durchdrückte, griff er zum Kreuzschlüssel und schob ihn in seinen Schuh. Ich hatte immer noch keine Ahnung, was er im Schilde führte.

Dann war mir alles klar.

Alan drückte das Gaspedal mit einem Gewicht nach unten!

Ja, klar! Als ich nämlich meinen Blick zwischen ihm und der Straße hin- und herschwenken ließ, tauschte Alan seinen Fuß gegen den beschwerten Schuh aus, den er – unter den gegebenen Umständen so rasch wie möglich – mit dem Schnürsenkel am Pedal festband.

Genauso schnell tauchte er wieder auf, zog seinen Gürtel aus der Hose und sicherte das Lenkrad an einer Stahlstange unter seinem Sitz.

Das war jetzt offiziell eine tempomatgesteuerte Fortsetzung von *Speed*.

Und jetzt?

Eigentlich wollte ich diese Frage weder stellen noch eine Antwort darauf erhalten. Ich wollte einfach nicht glauben, was hier geschah.

»Bist du bereit?«, fragte Alan. »Besser wär's. Wir steigen nämlich aus!«

»Willst du mich verarschen?«

»Nein, das meine ich todernst. Siehst du rechts vorne den Felsbrocken? Gleich dahinter befindet sich ein Damm«, erklärte er.

»Woher weißt du das?«

»Ich war Pfadfinder, Nick. Man muss immer vorbereitet sein. Wir brauchen nur die Beine anzuziehen und wegzurollen, dann sehen sie uns nicht! Vertrau mir.«

Ich leuchtete mit der Taschenlampe auf den Tachometer. Die Nadel zeigte fast hundertvierzig Stundenkilometer. *Wie meinst du das, Doc? Beine anziehen und wegrollen?*

Doch es war keine Zeit, um zu diskutieren oder zu streiten. Der Felsbrocken und der Damm waren nur noch ein paar Sekunden entfernt. Als eine weitere Kugel an uns vorbeizischte, holte ich tief Luft und sagte Alan, was er hören wollte.

»Scheiß drauf, dann mal los!«

Ich schnappte mir meinen Rucksack und umfasste den Überrollbügel. *Pling!*, traf wieder eine Kugel auf Metall. Und gleich darauf die nächste. Und dann waren ein Dutzend *Plings* und *Plongs* zu hören.

Mit den Zähnen knirschend nahm ich all meinen Mut zusammen. Im Mund schmeckte ich den Staub. In meinen vier Jahren als Journalistikstudent hatte ich keinen einzigen Kurs besucht, der sich »Beine anziehen und wegrollen«

nannte. Schade. Der wäre viel sinnvoller gewesen als all das, was ich über Grammatik und Ethos gelernt hatte.

Glück ab!

Ich sprang in die Dunkelheit und knallte auf den Wüstenboden. Nur fühlte er sich nicht wie Wüstenboden an, sondern wie Beton. Der Schmerz durchfuhr mich wie eine explodierende Bombe.

Ich wollte schreien. *Nicht schreien, Nick! Sonst hören sie dich!*

So weit zu meinen Fähigkeiten, die Beine anzuziehen. Das Rollen hatte ich gleich drauf – was so viel hieß wie: immer weiter den Damm hinunter. Als ich schließlich, vor Benommenheit beinahe kotzend, liegen blieb, drehte ich mich um und blickte auf.

Unserem Jeep folgte in kurzem Abstand der Jeep mit den schießwütigen Dschandschawid, die sicher dachten, sie seien näher denn je daran, zwei Unruhe stiftende Amerikaner zu töten. Bald würden sie den Wagen eingeholt haben – vielleicht nach weiteren drei oder vier Kilometern, doch bis dahin würden Alan und ich in der dunklen Nacht wie zwei Stecknadeln im Heuhaufen verschwunden sein. Sie würden uns niemals finden. Zumindest hoffte ich das. »Alles in Ordnung?«, fragte Alan. Er lag vielleicht drei Meter von mir entfernt.

»Ja«, antwortete ich. »Und bei dir?«

»Oh, Mann, ging mir nie besser.«

Ich bemerkte einen vertrauten Schein in Alans Hand. Es war ein Iridium-Satellitentelefon. In irgendeiner Tasche steckte auch meins.

»Wen rufst du an?«, fragte ich.

»Domino's Pizza«, witzelte er. »Magst du Peperoni?«

Ich lachte. Noch nie hatte Lachen so gut getan.

»Nein, ich rufe Verstärkung«, erklärte er. »Es wird Zeit, dass wir beide von hier verschwinden. Ein toter Arzt und ein toter Reporter haben keinen großen Einfluss mehr auf den Weltfrieden und auf all das Gute, das uns wichtig ist.«

4

Geschunden und völlig durch den Wind – doch, was am wichtigsten war, lebendig – wurden Alan und ich bei Tagesanbruch von einem Flugzeug des UN-Welternährungsprogramms nach Khartum ausgeflogen. Alan beschloss, noch ein paar Tage in der sudanesischen Hauptstadt zu bleiben, um in einem anderen Krankenhaus auszuweichen. Was für ein Kerl!

»Du kannst gerne mitkommen«, bot er halb im Spaß an. »Ich brauche eine Muse.«

Ich lächelte. »Nee, ich glaube, ich habe für eine Weile genug Abenteuer in der Wildnis erlebt. Ich denke, ich habe mehr als genug Material für meinen Artikel, Alan.«

»Aber stell mich nicht als Helden hin«, warnte er mich. »Ich bin keiner.«

»Ich beschreibe nur, was ich sehe, Alan. Wenn das dem einen oder anderen heldenhaft erscheint, dann ist das eben so.«

Mit diesen Worten dankte ich ihm zum zwanzigsten Mal dafür, dass er mir das Leben gerettet hatte. »*Salam aleikum*«, wünschte ich ihm.

Er schüttelte meine Hand. »Und Friede sei mit dir«, wünschte er auch mir.

Schade nur, dass dies nicht der Fall sein würde. Ganz und gar nicht.

Am Nachmittag flog ich vier Stunden lang über das Rote Meer und den Persischen Golf in die Vereinigten Arabischen Emirate nach Dubai, der Heimat des ersten geklonten Kamels der Welt. Diese Stadt hat für diejenigen, die noch nie dort waren, etwas Unwirkliches. Wer schon dort gewesen ist, wird verstehen, wovon ich rede. Ein paar Jahre zuvor hatte ich innerhalb einer Woche alle »Touristenattraktionen« für

einen Artikel mit der Überschrift »Disneyland unter Drogen« abgeklappert. Klar, das Touristenbüro von Dubai war nicht scharf auf diese Überschrift, aber was erwarteten sie? Ski Dubai, ihr Space Mountain, ist ein überdachter Skihang. Und das künstliche, in Form einer Weltkarte angelegte Archipel aus dreihundert Inseln mit einer Ausdehnung von sechzig Kilometern ist für sich genommen schon eine eigene Welt.

Doch diesmal befand ich mich nur auf der Durchreise. Nach einem kurzen Nickerchen im angrenzenden Dubai International Hotel – bei weitem das sauberste Hotel, das nach Stunden abrechnet – wollte ich gleich wieder ins Flugzeug steigen, diesmal in Richtung Paris, um einen der europäischen Direktoren eines humanitären Hilfswerks zu interviewen. Damit wollte ich meinen Artikel, an dem ich schrieb, abschließen.

Während ich in der Schlange stand, um ins Flugzeug zu steigen, spürte ich das Vibrieren meines Iridiumtelefons. Courtney, meine Redakteurin, rief aus New York an.

»Wie geht's dir?«, fragte sie.

»Ich lebe«, antwortete ich. Das war eindeutig der Satz des Tages. Rasch erzählte ich ihr die Geschichte meiner Mad-Max-Flucht vor der Dschandschawid-Miliz. Sie konnte es kaum glauben. Ging mir ja genauso.

»Bist du sicher, dass es dir gut geht?«, wollte sie wissen.

»Du klingst für deine Verhältnisse ein bisschen verwirrt.«

»Alles in allem, ja, es geht mir gut. Ich habe sogar etwas sehr Wichtiges gelernt – ich bin sterblich. Richtig sterblich.«

»Und wohin willst du jetzt?«

»Nach Paris«, antwortete ich.

»Paris?«

»Oui.«

»*Je crois que non*«, widersprach Courtney.

Nun ja, ich hatte auf der St. Patrick's High School in Newburgh im Staat New York nur ein Jahr Französisch gelernt, aber ich war mir ziemlich sicher, dass sie »Ich glaube nicht« gesagt hatte.

»Warum nicht?«, wollte ich wissen.

Das war eine gute Frage, die ich zudem im allerletzten Moment stellte, da nur noch zwei Personen vor mir waren, bevor ich meinen Bordpass für den Flug nach Paris, wahrscheinlich meiner Lieblingsstadt, vorzeigen musste. Das mit der Lieblingsstadt gilt natürlich nicht für die Menschen. Jedenfalls nicht für die Arschlöcher unter ihnen.

»Du solltest nach Hause kommen«, antwortete Courtney.

»Warum? Was ist los?«

»Etwas Gutes, Nick. Etwas wirklich Gutes. Es wird dir gefallen.«

Das reichte, damit ich einen halben Schritt aus der Warteschlange trat. Courtney Sheppard verkörpert einige wenige bemerkenswerte Unarten, doch Übertreibung gehört nicht dazu.

»Okay«, gab ich nach. »Dann sorg dafür, dass es mich umhaut.«

Und genau das tat Courtney. Sie fegte mich fast aus meinen Schuhen.

5

Also gut, jetzt kann ich es nicht mehr geheim halten. Ich weiß, es klingt schon fast lächerlich, aber ich bin ein großer Baseball-Fan. Das war ich schon damals im Hudson Valley, wo ich zur Übung mit Äpfeln auf Baumstämme warf.

Aber ich will lieber weitererzählen. Ich drückte das Telefon mit gewölbter Hand fest an mein Ohr, damit mir kein Wort entging. Im Flughafen herrschte reges Treiben, und der größte Lärm dröhnte vom Nachbar-Gate herüber, wo sich einhundert Männer mit sauber gestutzten Bärten und in Dishdashas, den strahlend weißen, fließenden Gewändern, versammelt hatten.

Und dann war da noch ich.

Ein Meter fünfundachtzig mit strubbeligem braunem Haar, ausgebleichten Jeans und einem noch ausgebleichteren Polohemd. Gene Simmons mit vollem Kiss-Make-up und laut aus dem Koran lesend wäre auch nicht mehr aufgefallen.

Courtney holte tief Luft. »Erinnerst du dich an Dwayne Robinson?«, fragte sie. Natürlich erinnerte ich mich, das wusste sie ganz genau.

»Du meinst den Dwayne Robinson, der die Yankees – meine Yankees – die World Series gekostet hat? Dieses wahnsinnige Schwein? Dieses unergründliche Rätsel?«

»Nach zehn Jahren hegst du immer noch einen solchen Groll? Du bist tatsächlich ein Baseball-Narr.«

»Absolut. Auch in hundert Jahren könnte ich nicht vergessen ... oder verzeihen«, schnaubte ich.

Was soll ich sagen? Seit meinem fünften Lebensjahr, als mich mein Vater in Newburgh zu meinem ersten Spiel mitgenommen hatte, war ich begeisterter Fan der Bronx Bombers. Wir saßen ganz oben auf der Tribüne, etwa fünf Kilometer vom Spielfeld entfernt, so dass ich die typischen